

EIN (ALLZU) FRÜHES WERK DER ÖSTERREICHISCHEN VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG

Über Leo Perutz' *Mainacht in Wien*

von Béla Rásky (Wien, Budapest)

Erstveröffentlichung

1 Rathkolb, Oliver: Die paradoxe Republik. Österreich 1945-2005. Wien: Zsolnay 2004, p. 377.

2 Cf. Bahlcke, Jochen: Land und Dynastie. Böhmen, Habsburg und das ›Temno‹. In: Koschmal, Walter et al. (Hg.): Deutsche und Tschechen. Geschichte, Kultur, Politik. München: Beck 2001, pp. 57-65, sowie Kaben, Gisela: Der nationale Mythos bei Franz Palacký und Josef Pekař: Der Sinn der tschechischen Geschichte. In: Sudetenland. Europäische Kulturzeitschrift 44/2002, pp. 144-169.

3 Menasse, Robert: Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik. Essays zum österreichischen Geist. Wien: Sonderzahl 1990, p. 27.

4 Zit. n. *ibid.*, p. 36.

5 Lernet-Holenia, Alexander: Gruß des Dichters. Brief an den *Turm*. In: *Der Turm* (November 1945).

Zu einem der großen Mythen der jüngsten österreichischen Zeitgeschichte gehörte jener vom Opferstatus der Österreicher in den Jahren 1938-1945. Dieses Jahrzehntelang von fast allen politischen Lagern gepflegte Phantasma ist – wie wir wissen – irgendwann in der Mitte der achtziger Jahre zuerst langsam, dann immer schneller kollabiert und durch den (fast schon zur Gewissheit gewordenen) Tätermythos Österreichs ersetzt worden. »Verblüffend dabei ist, daß – ebenso wie beim Opfermythos – Einzel- oder Gruppenbeispiele eine umfassende Auseinandersetzung mit der Gesamtgruppe ersetzen.«¹ Natürlich gibt es immer wieder Wiederbelebungsbestrebungen dieses alten Mythos, doch wollen diese nicht mehr recht gelingen, vielmehr hat – so scheint es – den alten Opfermythos eine neue Phantasie abgelöst: jene vom allgegenwärtigen, überdimensionalen Täterstatus der Österreicher und Österreicherinnen. In vielem ist dieser letztlich nur das Spiegelbild des alten Opfermythos, der ebenso wie dieser damals manchmal großzügiger Umschreibungen, Überschreibungen und Weglassungen der Zeitgeschichte bedurfte.

Der Tätermythos tut manchmal so, als hätte er die Verlotterung und Verwahrlosung der österreichischen Gesellschaft im Bezug auf die Vergangenheit bzw. im Umgang mit dieser erst entdeckt, überhaupt erst erschlossen, enthüllt oder benannt. Er stilisiert die Zeit davor manchmal zum *temnó*, zur Zeit der Finsternis im Umgang mit der NS-Vergangenheit der Österreicher, und die Zeit danach zur Zeit der glorreichen Verarbeitung dieser – ganz ähnlich wie im Original, als die tschechische Historiografie die Barockzeit zur finsternen Zeit für die tschechische Nationswerdung, zur Zeit einer brutalen Germanisierung und die Zeit danach zur großen nationalen Selbstfindung stilisierte –, wobei wir inzwischen wissen, dass gerade hier – im Pekař'schen *temnó*² – viele feine Wurzeln und Basen dafür eigentlich erst gelegt wurden.

Robert Menasse schreibt zwar in seiner *Sozialpartnerschaftlichen Ästhetik*, dass es in Österreich unmittelbar nach 1945 keine adäquate literarische Aufarbeitung von Faschismus und Krieg im Literaturbetrieb gegeben habe, räumt aber dennoch ein:

Sicherlich hatte es auch in den ersten Nachkriegsjahren Ansätze eines literarischen Lebens gegeben. [...] Umfassend gesehen war aber diese Zeit, wenn man es idealistisch ausdrücken will, eine Zeit verpaßter literarischer, verlegerischer und kulturpolitischer Möglichkeiten. Richard Beer-Hoffmann, Robert Musil, Franz Werfel waren im Exil gestorben, Hermann Broch, Elias Canetti, Johannes Urzidil, Albert Ehrenstein, Erich Fried u.a. aus den USA oder England nicht mehr zurückgekehrt; deren »dichterische Kraft«, wie es so schön heißt, blieb also »der Heimat vorenthalten«.

Was sich in Österreich in Position brachte, waren die »Übriggebliebenen«, die durch den Vorwurf, ihr gemeinsames Merkmal sei die »Mittelmäßigkeit« (Milo Dor), nachgerade verniedlicht wurden.

So galt z.B. Alexander Lernet-Holenia als »Grandseigneur der österreichischen Literatur«, so unangefochten, daß Hans Weigel 1948 sagte: »Die österreichische Literatur besteht derzeit aus zwei Autoren, aus dem Lernet und dem Holenia.« [...] Bevorzugt publizierte er im *Turm*, wo er unwidersprochen einen seltamen aristokratischen Konservatismus proklamierte, dem man nicht einmal mehr Adel des Geistes konzedieren kann.³

Österreich hat – so Gerhard Fritsch – eben keinen Borchert und keine Gruppe 47 hervorgebracht. Es erschien – so wieder Fritsch – zwar eine Menge Bücher, aber »der Diletantismus feierte dabei nicht nur einen traurigen Triumph.«⁴ Zur Illustration des ganzen Sachverhalts wird in der Regel Alexander Lernet-Holenia mit seinem »In der Tat brauchen wir nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren, unterbrochen haben«,⁵ also im Austrofaschismus, zitiert.

Nolens volens muss man dieser Darstellung des literarischen Österreich nach 1945 zustimmen, halten doch zu viele Stimmen fest, dass z.B. in mehr als einem Dutzend österreichischer Verlage Roman um Roman erschienen, allerdings eben Werke, die sowohl einzeln betrachtet, erst recht aber im Kontext der weiteren Entwicklung der Literatur in Österreich inzwischen völlig unerheblich und bedeutungslos geworden sind, oder dass schon bald das Massensterben dieser österreichischen Buchfirmen begann, ja die Mehrzahl nicht

6 Menasse 1990, p. 30.

7 Breitenstein, Andreas: Der
Prankenrieb des Mythologen. Der
österreichische Schriftsteller Hans
Lebert. In: Neue Zürcher Zeitung v.
17.09.1993, pp. 39f.

8 Menasse 1990, p. 71.

mehr die Hürde der Währungsreform vom Dezember 1947 schafften, die für die meisten ambitionierten Zeitschriften, so auch den *Plan* (im Frühjahr 1948), das Ende bedeutete. *Der Plan* Otto Basils war aber immerhin ein Lichtblick in dieser – wie es später hieß – allgemeinen »Kulturpleite« (Menasse), mag er auch für den Aufbau des österreichischen Literaturbetriebes eher bedeutungslos gewesen sein. *Der Plan* gilt heute als einer der wenigen heroischen Einzelleistungen in diesem Bereich, als eine Zeitschrift, die sich nur mehr retrospektiv und in einem sehr engen Betrachtungsfeld als »repräsentativ« für die österreichische Nachkriegszeit bezeichnen lässt. Und relevante Dichter, deren Entdeckung man z.B. dieser Zeitschrift zuschreiben könnte, waren schon kurz nach 1945 auf dem Weg ins Ausland: Paul Celan ging nach Frankreich, Ilse Aichinger nach Deutschland. »So läßt sich also konstatieren, daß die Jahre nach 1945 von einem »bedeutungslosen Literaturbetrieb« (Gerhard Fritsch) oder präziser: vom »Fehlen eines vollorganisierten Literaturbetriebes gekennzeichnet« (Paul Kruntorad) sind.«⁶

Diese »Kulturpleite« ist sicherlich auf die politische Situation in Österreich zurückzuführen, auf die Koalitionsregierung und das Proporzsystem, nach 1955 auf die kulturelle und politische Selbstbesetzung des Landes, die ein muffiges geistiges Klima und intellektuelle Abstumpfung des öffentlichen Bewusstseins bewirkt hatten. Es wäre aber wohl vereinfacht zu behaupten, es hätten keine Versuche gegeben, mit der unmittelbaren Vergangenheit des Landes nach 1945 ins Klare zu kommen. Ein Vorwurf neueren Datums, das Streben nach einer nationalen Identität sei nur ein gelungenes Ablenkungsmanöver für ein begründetes kollektives Schuldgefühl gewesen, ist nicht unberechtigt, doch gehört hinzugefügt, dass die Alternativen eben spärlich gesät waren. Und: Die Intelligenz des Landes konnte und wollte diesem – nicht gerade vehement vorgetragenen, aber in Festtagsreden und Ansprachen manchmal doch spürbaren – Bedürfnis nach Klärung der NS-Vergangenheit nicht Rechnung tragen und gab auch – wie dies Friedrich Meinecke in Deutschland oder István Bibó in Ungarn getan hatten – keine moralischen Leitlinien zur Diskussion dieser Frage vor. Für feine Nuancen war nach 1945 auch kein Platz: In Abwehr gegen die deutschnationale Geschichtsauffassung erhielt nun – im Sinne der neuen Staatsdoktrin und im Interesse der eigenen Befindlichkeit – die Geschichte des Landes einen penetrant nationalösterreichischen Anstrich: Einem deutschen Volks- und Nationalstaatsdenken wurde ein ebensolches österreichisches entgegengesetzt, die Große Koalition als »Consensus Austriacus« in die Vergangenheit zurückprojiziert.

Aber diese Art der Darstellung macht es sich trotzdem oft zu einfach: Die Zeit des Schweigens setzte nicht sofort ein, sie war nicht allumfassend oder total, es war vielmehr ein – auch immer wieder unterbrochener, revidierter – Prozess, der dieses Totschweigen, Vergessen, wenn wir wollen, erst langsam ermöglichte, eben weil es gleichzeitig eben doch auch immer wieder Ereignisse, literarische und filmische Werke gab, die nicht in diesem Trend lagen. Dabei ist es aber schwer, einzelne klare Stränge dieses Prozesses zu isolieren und festzumachen, ist doch immer das Eine ebenso wie das Andere da – wie eben auch schon im 1938 entstandenen Romanfragment *Eine Mainacht in Wien* von Leo Perutz.

Bis zum Ende der fünfziger Jahre – mitten im beginnenden großen Schweigen – waren schon die großen, noch heute gültigen Beschreibungen der Jahre vor 1945 erschienen – um heute nur mehr regelmäßig wieder entdeckt werden zu müssen.

Zweifellos ist der Motor von Leberts Schreiben in der traumatischen Erfahrung der Selbstliquidierung Österreichs 1938 zu suchen. Die Vergegenwärtigung und Bewältigung der daraus erwachsenen »Kollektivschuld« stehen im Zentrum seines Werks. Erbarmungslos ist Lebert mit der österreichischen Nachkriegsgesellschaft ins Gericht gegangen. Mit der Wortmächtigkeit des Ohnmächtigen erhebt er in seinen Büchern Einspruch gegen die Verdrängung der begangenen Untaten, die eine grundlegende moralische Erneuerung des Landes verhindert und statt dessen einen faulen Wohlstandsfrieden begründet hätten.⁷

Oder Fritz Habecks 1958 erschienener *Ritt auf dem Tiger*, dessen vordergründiger Realismus lange Zeit als »bedeutungslose Unterhaltungsliteratur gelesen [wurde], ohne dass gesehen wurde, wie ehrgeizig Habeck in jedem Kapitel Surplus-Bedeutung zu verstecken und in der vordergründigen Haltung zu gestalten versucht hat, auf ein Vorverständnis hoffend, auf dessen Erfordernis er nirgends verweist.«⁸ Oder eben Albert Drach oder Gerhard Fritsch' *Fasching*. Zudem waren diese frühen Werke – sogar die populären der Unterhaltungskultur,

9 Müller, Hans-Harald: Leo Perutz.
Biographie. Wien: Zsolnay 2007,
p. 324f.

10 Ibid., p. 285.

11 Perutz, Leo: Mainacht in Wien.
Romanfragmente. Kleine Erzählprosa.
Feuilletons. Aus dem Nachlaß. Hg.
v. Hans-Harald Müller. München: dtv
2007, p. 83.

12 Ibid., p. 88.

13 Müller 2008, p. 286.

14 Ibid., p. 287.

oftmals viel feiner, viel ausgereifter und diffiziler als die meisten der späten, bereits in der *Nach-temnó-Zeit* erschienenen.

Alles in allem erscheint Leo Perutz eine Illustration vieler dieser widersprüchlichen Prozesse zu sein: Seine Vertreibung, seine unmittelbar nach 1945 nicht wirklich erfolgte Rehabilitierung, ja neuerliche Demütigung durch Verlage und Zeitungen in Österreich, seine spät erfolgte Anerkennung – aber auch sein eigenes Verhalten, seine Vorsicht, sein teilweise schon selbsterstörerischer Wien-Patriotismus, seine stille Wut, oder sein eigener, heute recht locker zu beschreibender Umgang mit der am eigenen Leib so tragisch erfahrenen österreichischen Vergangenheit:

Perutz war ein österreichischer Schriftsteller, den die Nazis aus seiner kulturellen Stammheimat in Wien vertrieben hatten: Er hatte [aber] in Palästina nicht aufgehört, ein deutschsprachiger Schriftsteller zu sein und ganz selbstverständlich gehofft, eines Tages irgendwie an diese Existenz anknüpfen zu können.⁹

1882 in Prag geboren, 1957 während eines Urlaubsaufenthaltes in Bad Ischl gestorben, beschreibt die Geschichte seiner jüdischen Familie einen erfolgreichen Assimilationsweg. Noch vor 1934 zum Teil ein recht erfolgreicher Unterhaltungsromanautor, der aber zeitlebens finanziell von seiner Familie abhängig bleiben sollte, gelang ihm nach dem ›Anschluß‹ Österreichs im Juli 1938 die Emigration nach Palästina. Seine Erfahrungen aus dieser Zeit gingen teilweise in das Romanfragment *Mainacht in Wien* ein.

Dieses besteht aus drei erhalten gebliebenen Kapiteln: Held ist der ohne Angaben von Gründen entlassene – offensichtlich jüdische – Journalist Dr. Georg Schwarz. Gemeinsam mit seinem Freund beschließt er, nach dem Anschluss Österreich zu verlassen. »Ihre Ausreisebemühungen zeitigen jedoch wenig Erfolg, sie bringen die erforderlichen Papiere nie zum richtigen Zeitpunkt zusammen und müssen feststellen, daß die Nachbarländer ihre Grenzen für Emigranten zu schließen beginnen.«¹⁰ Ein unter dubiosen Umständen gekeilter Schlepper oder Fluchthelfer, ein Slowake namens Jozsi, verschwindet, nachdem er seinen Vorschuss erhalten hat, auf Nimmerwiedersehen. Verzweifelt in seinem Stammkaffeehaus sitzend, trifft er auf einen natürlich alt-österreichisch sozialisierten Ober, zu dessen Stammgästen einst Gustav Mahler, Hugo von Hofmannsthal, Peter Altenberg, Oskar Kokoschka und Sigmund Freud zählten, der beteuert, er sei nur aus Gründen seines fortgeschrittenen Alters Nazi geworden, und sich mit folgender Bitte, welche die spätere zweitrepublikanische Selbstexkulpation Österreichs fast schon genial vorwegnimmt, an Georg wendet:

»Wenn Herr Doktor draußen sind, in London, in Paris, in Nizza oder, weiß Gott wo, in Mentone, ist auch herrlich schön, – dann sollen Herr Doktor in den Zeitungen nicht gar zu schlecht über die Wienerstadt schreiben! Nicht alle sind Nazis, die jetzt das Maul aufreißen, und die, die's halten, sind's erst recht nicht. Leben will halt ein jeder, und die Zeit, in der wir leben, haben wir uns alle miteinander nicht aussuchen können.«¹¹

Im letzten erhalten gebliebenen Kapitel, das in Anspielung auf mögliche Berufsentscheidungen im Exil *Ein Stubenmädchen und ein Zeitungsverkäufer nehmen Abschied voneinander* heißt, trifft Georg schließlich seine einstige Freundin Lizzi. Aber – so der letzte Satz des Fragments – es »wird noch von einem zweiten jungen Mädchen zu berichten sein, von einer jungen Dame, die in dieser Geschichte eine besondere Rolle spielt, eine überragende Rolle geradezu, und dennoch keine.«¹²

Welche genau, werden wir nie erfahren, denn weder dem Fragment selbst noch irgendwelchen Aufzeichnungen von Perutz ist zu entnehmen, welche Fortsetzung das Geschehen nehmen sollte.¹³ »Das durchgehende Charakteristikum von *Mainacht in Wien* ist das Fehlen des Gestus des Anklage, von Hass und Bitterkeit, und die distanzierte Erzählhaltung von Ironie und Sarkasmus.«¹⁴ Die Wiedergabe zweitypischer Erfahrungen und Reaktionen der jüdischen und nichtjüdischen Bürger Wiens mag in vielem tatsächlich anschaulicher sein als viele zeitgenössische und spätere dokumentarische Prosa:

Die Vertreibung vom Arbeitsplatz, willkürliche Festnahmen in der Wohnung, Haft im Polizeigefängnis, den end- und meist ergebnislosen Leidensweg zu Ämtern und Behörden zwecks Erlangung einer legalen Ausreisegenehmigung, die Konfrontation mit allen Varianten des öffentlichen und privaten Antisemitismus sowie nicht zu-

15 Ibid.

letz antijüdische Ausschreitungen und Verfolgungsmaßnahmen, Pläne zur illegalen Flucht, die an Betrügern scheitern – und schließlich das Abschiednehmen.¹⁵

16 Ibid., Anm. 435.

17 Zit. n. *ibid.*, p. 324.

18. Zit. n. *ibid.*, p. 325.

19 Cf. den Eintrag *Leo Perutz* im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon, Bd. 18 (2001), Spalten 1141-1149 Autor: Michael Mandelartz; http://www.bautz.de/bbkl/p/perutz_1.shtml. (zuletzt besucht am 11.01.2008)

20 Cf. White, Hayden: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses*. Übers. v. Brigitte Brinkmann-Siepmann u. Thomas Siepmann. Stuttgart: Klett-Cotta 1986.

21 Hampl, Barbara R.: *Geschichte und Phantastik im Werk von Leo Perutz. Unter spezieller Berücksichtigung von Turlupin, Nachts unter der steinernen Brücke und Marques de Bolibar*. Wien: Dipl. [masch.] 1995, p. 169.

22 Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bedürfnis nach Geschichte*. In: Kadmoska, Franz (Hg.): *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*. Wien, München, Zürich: Europa 1981, pp. 393-408, hier p. 400.

23 Döblin, Alfred: *Der historische Roman und wir*. In: Ders.: *Aufsätze zur Literatur. Ausgewählte Werke in Einzelbänden in Verbindung mit den Söhnen des Dichters*. Hg. v. Walter Muschg. Freiburg: Walter 1963, pp. 163-186, hier p. 169.

In vielem anderen bedient aber Perutz' Roman aus heutiger Sicht natürlich auch Klischees, denken wir nun an den Ober des Wiener Cafés. Und so erscheint beim ersten Lesen des Fragments Vieles aus den in 80er und 90er Jahren entstandenen Unterhaltungsfilm zu Wien 1938 – wie *Auch das war Wien* oder *Der Bockerer* bekannt, nur vergisst man dabei auch leicht, dass dieses Fragment eben schon im Juli 1938 geschrieben ist – und nicht vierzig oder fünfzig Jahre danach.

Perutz hat seinen Roman schließlich nicht fertig geschrieben, er verlor – so Müller – das Interesse an ihm – wie er selber schrieb.¹⁶ Warum, bleibt letztlich unklar, das Motiv selbst – so sein Biograf Hans-Harald Müller – soll keine Rolle mehr gespielt haben, nachdem Perutz in Palästina wieder an die Bearbeitung seiner langfristigen Romanprojekte zurückgekehrt war bzw. wieder als Versicherungsmathematiker arbeitete.

Allein der frühe Abbruch deutet aber zumindest die Zweifel des Autors an der Möglichkeit der Darstellung und Aufarbeitung dieser Epoche an: 1918 »wurde alles rasch, ja, über Nacht wieder gut. Aber nach diesem Monstrum von Krieg? [...] Aber hat sich etwas geändert?«¹⁷ oder in einem Brief an seinen Bruder:

Lieber Paul, glaubst Du wirklich im Ernst, daß meine Bücher 1946 im neuen Deutschland erscheinen werden? Ich hoffe, daß Eure Herkunft im Jahr 1946 auf gesicherter Basis steht. Wird es denn in diesem Deutschland außer Schrebergärtnern noch etwas geben? Verleger? Zeitungen? Filmgesellschaften? Und wenn ja – werden sie noch meinen Namen kennen?¹⁸

Das literarische Werk von Perutz besteht ja bekanntermaßen zum großen Teil aus historischen Romanen, deren Erzähltechnik zwar an den Realisten des 19. Jahrhunderts geschult ist, deren Zentrum aber die im Wien der Vorkriegszeit virulente Identitätsproblematik bildet. Der historische Hintergrund erlaubte es Perutz, ungezwungen Bestandteile theologischer und magischer Weltbilder nicht nur zu zitieren, sondern für die Erzählkonstruktion fruchtbar zu machen. So erscheint in den Romanen ein Weltentwurf, demzufolge der Mensch dem Schicksal erbarmungslos ausgeliefert ist. Seine Würde erhält er aber nicht etwa in dessen Anerkennung, sondern in der (letztlich erfolglosen) Revolte. Gegen die nach unerbittlichen Gesetzen der Ökonomie ablaufende Geschichte können sich Liebe, Gnade und Menschlichkeit nur temporär und nur auf dem Umweg über Lüge und Schein behaupten.¹⁹ Mit Hayden White wissen wir ja, dass die Grenzen zwischen Literatur und Geschichtsschreibung verwaschen sind, dass das ›Tatsächliche‹ nicht unbedingt Gegenstand der Geschichtsschreibung ist, das ›Mögliche‹ und ›Wahre‹ nicht unbedingt jener der Dichtung.²⁰

[Perutz' Romane] widersetzen sich den Gesetzen der konventionellen Geschichtsschreibung. Perutz ist ein Autor, der es ablehnt, sich als Ersatzhistoriker zu versuchen. Er sah sich als Dichter der erkannt hatte, daß die wissenschaftlichen Forderungen nach Objektivität, Wahrheit und Faktentreue auf einer nicht erfüllbaren Ideologie beruhen. Er versteht vielmehr das dem Geschichtsverlauf anhaftende Doppeldeutige und das Widersprüchliche, das sich aus der Meinung jede Wirkung beruhe auf einer logischen und erklärbaren Ursache, ergibt, zu vermitteln, sowie Deutungs- und Interpretationsmöglichkeit von Fakten, die Vielfalt an Wahrheitsansprüchen und die Umkehrbarkeit des geschichtlichen Ablaufs.²¹

Perutz hielt die historischen Vorgänge für schlicht unerklärbar.²² Oder wie es Alfred Döblin formulierte: »Der historische Roman ist erstens Roman und zweitens keine Historie.«²³ Aber an der Realität, an dem Selbsterlebten scheiterte Perutz letztlich, oder konnte diese Realität des Selbsterlebten nicht mehr wirklich fassen.

Auch sein Verhalten nach 1945 ist ein Verwirrspiel an Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten – wie eben auch Österreich selbst. Bereits am 4. Februar 1946 setzte er sich schriftlich für den des Hochverrats vor dem Volksgericht angeklagten Schriftsteller und ehemaligen Burgtheaterdirektor Mirko Jelusich und für den NS-Dichter Bruno Brehm ein. Diese Tatsache löste in der Presse ein großes Echo aus – und v.a. in der Exilpresse, aber auch in Perutz' engstem Freundeskreis, großes Unverständnis:

.24 Cf. Müller 2007.

25 Forster, Brigitte/Müller, Hans-Harald (Hg.): Leo Perutz – Unschuldige Träume – abgründige Konstruktionen. Dimensionen des Werks. Stationen der Wirkung. Wien: Sonderzahl 2002, pp. 9-22, hier p. 11.

26 Müller 2007, p. 327.

27 Ibid., p. 284.

28 Brief an Hugo Lifczis, Tel Aviv, v. 15.04.1947. In: Müller, Hans-Harald/Eckert, Brita (Hg.): Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt/M. Wien, Darmstadt 1989, p. 342.

29 Alefeld, Yvonne-Patricia: Poetische Geschichte und jüdische Identität. Themen und Motive im Werk von Leo Perutz. In: Kroll, Frank Lothar: Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandproblematik. Berlin: Duncker & Humblot 2000, p. 310.

30 Perutz an Gerty Hanemann v. 20.12.1950. Zit. n. Müller 2007, p. 329.

31 Alefeld 2000, p. 312, bzw. Ernst Molden an Leo Perutz, Wien v. 15.02.1947 (zit. n. Müller/Eckert 1989, p. 351).

32 Paul Zsolnay an Leo Perutz v. 15.05.1951 (Archiv Paul Zsolnay Verlag, Ordner Perutz). Zit. n. Hall, Murray G.: Der Zsolnay Verlag und sein Autor Leo Perutz. In: Forster/Müller 2002, pp. 130-142, hier p. 140.

33 Leo Perutz an Hugo Liczis v. 02.07.1947. Zit. n. Müller/Eckert 1989, p. 368.

Was Jelusich betrifft, so war ich seit 1918 mit ihm befreundet und er blieb mir zugehen, auch als er Nazi geworden war. [...] Und bis zum letzten Augenblick, und da besonders, hat er sich nicht nur gentlemanlike, sondern auch freundschaftlich zu mir verhalten. Das und nur das erklärte ich in meiner Aussage zu seinen Gunsten. Über seine politische Haltung äußerte ich mich nicht. Ich plädierte also nicht auf Freispruch – der ein Justizirrtum ist –, sondern auf mildernde Umstände. Das war ich ihm schuldig. Ich vergesse vornehmes Verhalten nicht, auch wenn es sich um einen Nazi handelt.²⁴

Dabei differenzierte Perutz sehr wohl zwischen Brehm und Jelusich, die er bei ihrem Volksgerichtsprozessen durch eine schriftliche Zeugenaussage in Schutz genommen hatte – im Prozess gegen Jelusich ging es ihm nicht um einen Freispruch (wie er erfolgte und den er als ›Justizirrtum‹ bezeichnete), sondern um mildernde Umstände.²⁵

In einem Brief an Annie und Hugo Lifczis schrieb er über sein Eintreten für Bruno Brehm:

Glauben Sie doch nicht der Schwarz-Weiß-Technik unserer Zeit: Daß alle Faschisten, nur deswegen, weil sie faschistisch gesinnt waren, automatisch Schurken sein müssen, und dass die Ullmanns, nur weil sie als Juden zur Welt kamen, schon Edelmenschen sind. [...] Dr. Brehm war ein wirklicher Freund, und darum lasse ich ihn heute, wo es ihm schlecht geht, nicht im Stich trotz allen Ullmanns, die, wenn man mit ihnen eine Ausnahme gemacht und ihnen erlaubt hätte, in Wien zu bleiben, wahre Übernazis geworden wären.²⁶

Allein noch auf der Fahrt ins Exil hielt er, nachdem ihn Bruno Brehm auf dem Weg ins palästinensische Exil, in Italien besucht hatte, fest: »Im Ganzen hat er sich wie ein Schwein benommen.«²⁷ Und zu Lernet-Holenia wiederum schrieb er: »Unser Lernet, der bis zu Hitlers Einmarsch zweimal wöchentlich sich bei mir mit mir ›zusammenrottet‹ ließ seit dem 12. März 38 nichts mehr von sich hören, ja nicht einmal einen Telefonanruf bei mir hat er riskiert. Es interessierte ihn überhaupt nicht, ob und wie ich den Nazis entkam.«²⁸ Leo Perutz' Verteidigung zeichnet also alles in allem »kein differenziertes Bild von der Anziehungskraft, die das totalitäre Regime auf die künstlerische und intellektuelle Elite ausgeübt hat. Er stellt Brehm und Weinheber als willenslose Individuen in den Mühlen einer unmenschlichen Maschinerie dar.«²⁹ Aber an Gerty Kelemen schrieb er nach seinem ersten Wienbesuch 1950: »Mach Dich frei von der Vorstellung, dass Wien Dir etwas getan hat. Die Nazis haben Dir etwas getan und das Gesindel, das es in jeder Stadt gibt.«³⁰

Doch Demütigungen blieben im auch 1945 nicht erspart:

»Die Novelle *Des Kaisers Tisch* wurde 1946 in der Weihnachtsbeilage von *Die Presse* veröffentlicht, verstümmelt um jene Passagen, in denen Juden vorkommen, da man vom Psychologischen her auf gewisse Empfindungen heute sehr Rücksicht nehmen muß« – wie der Redakteur Ernst Molden im Hinblick auf eine potentiell antisemitisch eingestellte Leserschaft an Leo Perutz schrieb.³¹

Der Zsolnay Verlag lehnte die Veröffentlichung des Werkes *Meisls Gut* noch 1947 mit folgender Begründung ab:

Es würde unsere Aufgabe natürlich wesentlich erleichtern, wenn wir mit einem neuen Buch von ihnen herauskämen; jedoch sollte es nicht wie das Vorliegende durch das Thema, oder vielmehr durch das Milieu Widerständen begegnen, die ich Sie bitte, nicht unterschätzen zu wollen. Der Idealfall wäre, dass wir in absehbarer Zeit einen neuen Roman von Ihnen herausbringen könnten, der stofflich auf eine unbeschränkte Leserschaft rechnen kann und wir dann, gestützt auf diesen Erfolg, *Meisls Gut* folgen lassen können. Bis dahin nehme ich an, dass die Stimmung für ein Buch wie *Meisls Gut* eine günstigere sein wird, aber selbst wenn ich dann Unrecht habe, könnte ich die Herausgabe, gestützt auf ein vorausgegangenes neues Buch von Ihnen, mit besseren Aussichten übernehmen.³²

Erzürnt schrieb Leo Perutz darüber an seinen Freund Hugo Lifczis:

Aber Zsolnay schont die Empfindlichkeiten jenes Wiener Gesindels, das nicht gerne daran erinnert werden will, dass es Juden gibt, gegen die es sich schlecht benommen hat. Ich aber will nicht warten bis – wie Zsolnay schreibt – die deutsche Seele sich Werken jüdischen Geistesguts wieder eröffnet, und so habe ich das Buch meinem Freund Jakob Hegner geschickt, der nun einen weniger beschissenen Verlag dafür anraten soll.³³

34 Perutz an Annie und Hugo Lifczis
v. 28.07.1946. Nachlass Leo Perutz im
Deutschen Exil-Archiv der Deutschen
Nationalbibliothek in Frankfurt/M.
Zit. n. Müller 2007, p. 339.

35 Brief an Otto Schmöle, Tel Aviv
v. 29.07.1946. Zit. n. Müller/Eckert
1989, p. 334.

36 Ibid.

Aber trotz allem Patriotismus, trotz aller Bindung an Wien und das Salzkammergut, hatte er Österreich nach 1945 recht realistisch, unverklärt gesehen:

Und gestern, als ich im Caféhaus saß, geriet mir plötzlich die *Neue Freie Presse* in die Hand. Es war beinahe ein chok. Die gibt es also wieder. Sie heißt jetzt allerdings *Die Presse* (frei ist sie ja jetzt nebbich nicht) und ist das Spiegelbild der alten in Druck, Format und Anordnung. Das Feuilleton ist von Jeremias Kreuz, der Leitartikle mit r.ch. (Richard Charmatz) gezeichnet, die Opernkritik mit kr(alik). Der Wirtschaftsteil heißt *Der Ekonomist*. Ich war ganz aufgeregt, als ich das alles las. Nun müsste, dacht ich mir, noch die Fackel auferstehen. Wirklich, als ich das Blatt in der Hand hielt, dachte ich zuerst an eine Fata Morgana. Aber es war eine landesübliche Erscheinung. Die Wiederbelebung des alten Lazarus, ein »Steh auf und hatsche!«³⁴

Schon früh – 1946 – erkannte er, wie sehr sich die österreichische Öffentlichkeit mit dem großen kulturellen Aderlass 1938-1945 abgefunden hatte, dass sich diese mit dieser Einbuße sehr gerne, ja geradezu begeistert abgefunden hat.

Was an schriftstellerischen Talenten im Lande verblieben ist, scheint den Ansprüchen zu genügen, man ist jetzt ganz unter sich, ist die »Zugereisten« los – und von Werfel bis K. Kraus war ja alles »zugereist« – und fühlt sich sehr wohl dabei. Nur so kann ich mir erklären, dass ich weder im Radio noch in den Wiener Zeitungen jemals ein Wort der Klage darüber höre, dass Dichter wie Werfel, Zweig, Salten, Beer-Hofmann und Roda-Roda in der Fremde sterben mußten – und keine Stimme hat sich erhoben, um etwa den armen alten Auernheimer, der 3 Monate in Dachau verbracht hat, zur Rückkehr nach Österreich aufzufordern.³⁵

Aber neben dieser selten formulierten Anklage, doch wieder auch gleich eine kleine Hoffnung:

Vielleicht kommt [...] die österreichische Öffentlichkeit durch irgendeinen Zufall darauf, dass ihr im Jahr 38 einige ihrer repräsentativen Schriftsteller auf eine »einmalige« Art abhanden gekommen ist, Schriftsteller, die nicht nur in Österreich, sondern auch für Österreich wirkten.³⁶

Der Zufall ist inzwischen tatsächlich auch eingetreten.

Mag. Dr. Béla Rásky, Freiberuflicher Historiker, langjähriger Leiter des Austrian Science and Research Liaison Office in Budapest, zuletzt Gastprofessor am Germanistischen Institut ELTE. Autor und Übersetzer mehrerer Bücher und Beiträge zur mitteleuropäischen Geschichte und zur europäischen Kulturpolitik, zuletzt Verfasser des Berichtes des Europarates über kulturelle Vielfalt in Ost- und Mitteleuropa.
Kontakt: bela.rasky@univie.ac.at